

Reus, Gunter (2020): *Sprache in den Medien*. Wiesbaden: Springer VS. 98 S. ISBN 978-3-658-00861-1 (eBook), <https://doi.org/10.1007/978-3-658-00861-1>.

Sprache in den Medien – Sprachverfall oder Sprachwandel? Diese Frage wird heutzutage v. a. im Zusammenhang mit dem Einsatz sog. neuer (d. h. digitaler) Medien immer häufiger thematisiert. Gunter Reus, außerplanmäßiger Professor für Journalistik i. R. an der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, behandelt die Sprache in den Medien¹ auf eine leserfreundliche Weise, die nicht nur von den Laien zu begrüßen ist, sondern auch den Studierenden der Sozial- und Geisteswissenschaften dazu dient, sich schnell in der Thematik zu orientieren. Diese Publikation ist in der Reihe ‚Medienwissen kompakt‘ erschienen, die seit 2013 auf aktuelle Gegenstände im Bereich der Medien, Kommunikation, Öffentlichkeit und des Journalismus eingeht.

Das Buch besteht aus sieben Kapiteln, wobei die Kapitel 3 bis 6 den inhaltlichen Kern bilden, und es ist mit einem Verzeichnis weiterführender Literatur und einem Glossar versehen. Der Text verzichtet auf Fußnoten (es gibt weder Anmerkungen noch Quellenbelege), was aber schon ganz am Anfang des Buches begründet wird – die Reihe ‚Medienwissen kompakt‘ bevorzugt einen publizistischen Stil. Dennoch seien alle Belege, was die Glaubwürdigkeit angeht, geprüft.

Das erste Kapitel führt den Leser in das Thema ein und stellt die dazu vertretene Meinung des Autors vor: „Sprache verändert sich, aber sie verarmt keineswegs.“ (S. 1). „Denn nur was sich wandelt, bleibt bekanntlich bestehen.“ (S. 5) Die Schuld an dem angeblichen Sprachverfall kann den Medien kaum vorgeworfen werden. Die Hauptrolle der Massenmedien besteht nicht darin, Sprache zu pflegen, sondern Informationen verständlich zu machen, und diesem Zweck ist auch die in den Medien verwendete Sprache untergeordnet, wobei gilt: „Wir entwickeln sie – und Medien spiegeln diese Entwicklung zurück [...]“ (S. 9). Die zentralen Themen des Buches sind daher „Information und Verständlichkeit als Kulturleistung“ (S.7).

Das nächste Kapitel bietet einen Überblick über den Aufbau des Buches: die Hauptpunkte jedes nachfolgenden Kapitels werden hier vorgestellt und Fragestellungen formuliert. Es wird konkretisiert, was zu erwarten ist – und was nicht.

Mit dem dritten Kapitel beginnt der zentrale Teil der Publikation. Reus postuliert, dass der Sprachwandel „durch soziale Praxis“ verläuft (S. 16) und die Medien zu einer schnellen Verbreitung neuer sprachlicher Äußerungen in der Gesellschaft beitragen. Es wird die Funktion der deutschen Varietäten und der Standardsprache und ihr Verhältnis zueinander sowie zu den Medien erläutert. Behandelt werden die Fragen, warum sich die Sprache ändert (gesellschaftlicher Wandel und das Streben nach Sprachökonomie als Haupttriebkraft) und wie sich der Wandel auf der Ebene der Lexik und Syntax auswirkt. Positiv zu bewerten ist eine Reihe von aktuellen verdeutlichenden Beispielen, die die sprachlichen Innovationen illustrieren. Um auf dem neusten Stand zu sein, wird auch ein während der Corona-Pandemie entstandener Neologismus genannt.

Das vierte Kapitel, das das umfangreichste Kapitel des Buches darstellt, widmet sich ausschließlich dem Journalismus und seiner Dienstleistungen für die Gesellschaft und Demokratie. Die Begriffe „Verstehen“ und „Verständlichkeit“, die im Glossar nochmals erläutert sind, werden in Zusammenhang gebracht („Verständlichkeit“ als Voraussetzung für das „Verstehen“). Anschließend werden die journalistischen Darstellungsformen Meldung, Reportage und Interview im Hinblick auf die Verständlichkeitsfaktoren beschrieben sowie Eigenarten in Ressorts des Kultur-, Wirtschafts- und Sportjournalismus sowie Medienspezifika.

Im fünften Kapitel befasst sich der Autor mit der Sprache im Internet und ihren Phänomenen, die als pragmatisch, aber auch exklusiv und originell betrachtet werden können. Dabei wird diskutiert, ob Emojis, die eine Lücke in der digitalen Kommunikation (nonverbale Äußerungen) schließen, eine neue Sprache im Internet bilden bzw. bilden können. Aber auch die Schattenseite der Internetkommunikation bleibt nicht unbeachtet. Die Rede ist hier von „Hate Speech“, d. h. aggressiven

¹ Reus vermeidet absichtlich die Benennung „Mediensprache“ und spricht lieber von der „Sprache in den Medien“: „Eine »Mediensprache« gibt es nicht.“ (S.15) „Denn Medien bringen kein eigenes sprachliches Subsystem hervor. Sie nehmen vielmehr alle Existenzformen, aus denen natürliche Sprachen bestehen, in sich auf, nutzen sie für ihren Zweck der Alltagsverständigung und spiegeln sie in die Gesellschaft zurück. Wie es die eine geschlossene Sprache nicht gibt, gibt es also auch keine ‚Mediensprache‘ und kein ‚Journalistisch‘ [...]“ (S. 6f.)

Äußerungen der oft anonymen User und Userinnen, die ihren Dissens emotional und mit Verzicht auf eine argumentative Basis ausdrücken. „Enthemmt, voller Hass und inhuman – auch so kann Sprache in den Medien also sein.“ (S. 73)

Im sechsten Kapitel thematisiert Reus die Sprache in Werbung und Propaganda. Einerseits gilt die Sprache in der Werbung mit allen ihren Auffälligkeiten (trotz Abweichung von der Standardsprache) als kreativ, andererseits kann die Sprache in den Medien als manipulativ betrachtet werden, denn eine und dieselbe Tatsache kann je nach Wortwahl unterschiedlich präsentiert werden („Aufwertung“ oder „Abwertung mithilfe von Begriffen“ – S. 77). Infolge der Parteilichkeit ist es möglich, die Ansicht der Menschen absichtlich zu beeinflussen – das ist aber „eine Grenzüberschreitung, die sich Medien als Selbstbeobachtungsinstanz einer offenen Gesellschaft nicht leisten dürfen“ (S. 79).

Im Fazit werden die Hauptideen noch einmal hervorgehoben: die Sprachveränderungen werden nicht von den Medien selbst verursacht, sondern sie sind ein Ergebnis des gesellschaftlichen Handelns. Wie sich die Sprache weiterentwickelt, bleibt fraglich, doch wird hier ein Ausblick mit vermuteten zukünftigen Trends skizziert. Und auch wenn es Versuche gibt, Sätze im Internet mit Emojis zu ersetzen, müssen sich die Sprachbenutzer nicht fürchten – „Sprache wird weiter gebraucht. Und ‚die Medien‘ sind ganz bestimmt nicht ihr Untergang“ (S. 86).

Obwohl dieses Buch aktuelle Entwicklungen intensiv reflektiert, blickt der Autor auch auf die Situation in der Sprache und in den Medien seit dem 17. Jh. zurück, um die (nicht selten kritische) Stellung der damaligen Persönlichkeiten (v. a. Schriftsteller und Philosophen) zu den traditionellen Medien zu verdeutlichen. Eine Reihe von gegenwärtigen Wissenschaftlern, von derer Forschungen Reus ausgeht, werden zwar im Haupttext nicht auf eine akademische Weise zitiert, dennoch sind manche von diesen Werken unter den 17 Werke umfassenden Literaturempfehlungen zu finden. Sehr behilflich ist dabei eine knappe Annotation zu jedem Werk sowie mitunter eine Anmerkung, welcher Teil oder Beitrag hiervon für den Leser relevant ist. Das 52 Termini umfassende Glossar dürfte vor allem für solche Leser nützlich sein, die mit der Sprachwissenschaft nicht vertraut sind. Wer in diesem Buch ausgiebigere theoretische Reflexionen sucht, wird jedoch enttäuscht, denn die-

ser im publizistischen Stil geschriebene Text mit zahlreichen alltagsnahen Beispielen wendet sich vor allem an Laien. Trotzdem halte ich das Buch für eine anregende sowie inspirierende Lektüre und zugleich für einen günstigen Ausgangspunkt für das Weiterstudieren.

Was ein bisschen verwirrend wirkt, ist der Begriff „Medien“, der in der Publikation nicht definiert ist. In der ersten Hälfte des Textes gewinnt der Leser den Eindruck, dass es sich um „Massenmedien“ handelt, d. h. Presse, Rundfunk und Fernsehen. Das fünfte Kapitel betrifft aber die Sprache im Internet und damit auch „digitale Textnachrichten“ und „Beiträge in sozialen Medien“ (S. 66–67). Ausdrücke wie „digitale Medien“ (S. 67), „soziale Medien“ (S. 70) oder „journalistische Medien“ (S. 70) stehen hier nebeneinander, ohne bezüglich des Oberbegriffs „Medien“ erklärt zu werden. Außer diesem kleinen terminologischen Mangel stellt das Buch jedoch einen interessanten Einblick in die Sprache in den Medien aus der Perspektive der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft dar, der sowohl für die Leser ohne bestimmte Fachkenntnisse als auch für Studierende nutzbringend ist.

Gabriela TÝNOVÁ

Haslinger, Josef: ‚Mein Fall‘ / Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag. ISBN 978-3-10-030058-4. 139 S.

Josef Haslinger ist ein österreichischer Schriftsteller, Präsident des PEN-Zentrums Deutschland, Universitätslehrer und Germanist. Im niederösterreichischen Waldviertel geboren, befasst er sich in seinem gesellschaftskritisch orientierten Werk unter anderem mit der tschechoslowakischen Geschichte. Sein Roman ‚Jáchymov‘ (2011) schildert die Geschichte des berühmten tschechischen Torwarts Bohumil Modrý, der 1950 in einem politisch inszenierten Prozess zu Zwangsarbeiten im Uranbergwerk Jáchymov verurteilt wurde und infolge der radioaktiven Verstrahlung nach fünf Jahren tödlich erkrankte.

Mit der Niederschrift von ‚Mein Fall‘ hat sich Josef Haslinger die schwierige Aufgabe gesetzt, den entscheidenden Beitrag zur eigenen Aufarbeitung der traumatisierenden Erlebnisse im Zwettler Stift zu leisten. Im dortigen Sängerknabenkonvikt wurde er von seinem zehnten bis zum vierzehnten

Lebensjahr zum Opfer von sexuellen Übergriffen seitens dreier Geistlicher. Ebenso wurde der Autor als Sängerknabe exzessiver Prügeln von seiten seines Präfekten ausgesetzt. Einstige traumatische Erfahrungen beeinträchtigten sein Leben später auch auf eine neue Weise, wenn seine Zeitungsartikel zum Thema des Kindesmissbrauchs in der katholischen Kirche auf heftige Kritik stießen.

„Mein Fall“ ist ein Bericht, der alle diese Erfahrungen analysiert und zusammenschließend auswertet – soweit dies freilich überhaupt möglich ist. Manche Einzelheiten der Erlebnisse führten ihr heimliches Eigenleben in wiederkehrenden Erinnerungen unter anderem deswegen, weil sie der Autor vor Jahren literarisch bearbeitete und verfremdete. Haslingers Buch ist ein Zeugnis über Tatsachen und ein Versuch um die Rückschau auf seine eigenen Äußerungen über Pädophile. Als stets engagierter Autor fühlte er sich aufgrund seiner Erfahrungen dazu berufen, in die erhitzten Debatten mit eigenen Beiträgen zu steigen. In der Atmosphäre der medialen „Hexenjagd“ auf pädophile Geistliche in Österreich (vor allem seit 1995 nach den Beschuldigungen gegen Kardinal Groër) fand er sich nicht dazu berechtigt, die Namen der Täter öffentlich bekannt zu geben und diese Menschen im Allgemeinen zu verteufeln. Der sexuelle Missbrauch, dessen Opfer Josef Haslinger selbst wurde und den er beschrieb, war nicht brutal, sondern blieb ihm in seinem Gedächtnis als eine Mischung von Zudringlichkeit und einem bestimmten Maß an Ekel begleitet von Zärtlichkeit und Zuwendung. Der Autor schrieb des Weiteren, dass er die Täter zugleich aus vielen anderen Situationen kannte, in denen sie sich einwandfrei verhielten und ihn als Kind im größtenteils feindlichen Klostermilieu unterstützten. In den Medien wurden solche oder ähnliche Äußerungen gegen ihn ausgenutzt und haben ihm den bedauernswerten Vorwurf der angeblichen Verharmlosung sexueller Gewalt gegen Kinder eingebracht. So begleiteten die traumatischen Erlebnisse der Kindheit den Autor über Jahrzehnte hindurch und wurden ihm zum Trauma nicht nur in Erinnerungen, sondern auch in Vorwürfen.

In „Mein Fall“ gelangt der Autor in einer Art revidierender Selbstanalyse zu dem Schluss, dass er in seiner bisherigen Milde gegenüber den Tätern noch nicht die Wahrnehmungsweise jenes Kindes verlassen hatte, das in den sexuellen Berührungen der Täter vor allem die emotionale Zuneigung se-

hen wollte, da es sich nicht des egoistischen Kalküls bewusst war, dessen Ziel darin bestand, die sexuelle Befriedigung auf Kosten des Ausgelieferten zu erreichen. Der Bericht „Mein Fall“ besticht durch die Klarheit der Gedanken und durch das Streben nach Gerechtigkeit gegenüber allen, die er erwähnt. Jetzt nach dem Tod der Täter werden ihre vollen Namen jedoch veröffentlicht, da sie als unbescholtene Würdenträger nicht in öffentlicher Erinnerung bleiben sollten. Allerdings bereut der Autor seine frühere Entscheidung nicht, ihre Namen zeit ihres Lebens nicht veröffentlicht zu haben, um keine brutale Medienhetze gegen sie in Gang zu setzen.

Josef Haslinger beschreibt in „Mein Fall“ ebenfalls seine Erfahrungen mit der „Unabhängigen Opferschutzkommission“ der österreichischen Bischofskonferenz, vor die er 2018 vortrat, um seinen Antrag auf Entschädigung zu stellen. Die Beschäftigung mit seinen Erinnerungen an die Jahre im Stift Zwettl wurde schließlich zum Anlass der Niederschrift des Buches.

Das präsentierte Werk ist lesenswert und lehrreich, auch für das Verständnis der österreichischen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg und ihres öffentlichen Diskurses, der unbestreitbar einen wesentlichen Wandel in Bezug auf die Rolle des Kindes, der Eltern, der Sexualität, der Autorität und der Religion aufweist. Zunächst war Haslinger als Kind (ab 1966) Zeuge einer beschämenden Gleichgültigkeit gegenüber offensichtlich sexuellen Annäherungen von Erwachsenen an Kinder, wie er seine Situation im Buch schildert. Auch noch in den 1980-er Jahren hätten vereinzelt Berichte über sexuellen Missbrauch in katholischen Einrichtungen kein breites Interesse in Österreich geweckt. Erst in den 1990-er Jahren kam es zu einem heftigen Umbruch, in dessen Folge Pädophile in öffentlichen Diskussionen dämonisiert wurden. Diesem Prozess, der für Haslinger so spät kam und von Pauschalisierung und medialer Hetze begleitet wurde, stand der Autor kritisch gegenüber. „Mein Fall“ beschreibt auch den Kontext, der sexuellen Missbrauch und Misshandlungen von Kindern begünstigte: Dem Autor zufolge sollen sich die sexuellen Übergriffe in der Atmosphäre einer faktischen Rechtlosigkeit der Kinder abgespielt haben, deren körperliche Züchtigung noch in den 1960-er/ 1970-er Jahren von den meisten Erwachsenen als nützlich und notwendig angesehen wurde. Haslinger meint rückblickend, dass er als

Kind nicht einmal jene Erzieher für rechtswidrig handelnd hielt, die ihn exzessiv brutal geschlagen haben. Im Buch gilt ihm der Gewalttäter Pater Bruno als die weitaus schlimmste Figur von allen, obwohl er nicht am sexuellen Missbrauch beteiligt war, diesen jedoch – dem Autor zufolge – wissentlich übersah.

Interessant ist, dass die Erfahrungen der Erniedrigung, Gewalt und Hilflosigkeit der Kinder in öffentlichen Institutionen Österreichs der Nachkriegsjahre (abgesehen von der Dimension des sexuellen Missbrauchs) sowohl im autobiographischen ‚Mein Fall‘ als auch in fiktionalen Werken Thomas Bernhards (‚Die Ursache‘, ‚Das Kind‘

u.a.) sich in ihren Grundaussagen decken. Bernhards ‚Die Ursache‘ spielt in einem Internat, dessen Leiter der Nationalsozialist Grünkranz nach dem Krieg vom Geistlichen Onkel Franz abgelöst wird: Auf die brutalen Methoden der Erziehung übte dieser Wandel jedoch keinen Einfluss aus. Für die jüngere Generation in Österreich macht Haslingers ‚Mein Fall‘ deutlich, dass Thomas Bernhard nicht zwangsläufig übertreibt, sondern dass seine Romane einige Züge der Realität auf den Punkt bringen.

Pavel KNÁPEK